

Der Stärkere

Autor(en): **Bula, Werner**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche**

Band (Jahr): **31 (1941)**

Heft 29

PDF erstellt am: **13.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-645425>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Wasserversorgung einer Hochgebirgsfiedlung

Es handelt sich diesmal nicht um die „heiligen Wasser“ des Wallis, sondern um die Versorgung einer Wohngemeinschaft am nördlichen Alpenrand mit diesem unentbehrlichen Nahrungsmittel. Die wenigsten Passagiere der Jungfrauabahn, welche die Fiedlungen von Eigerletscher und Jungfrauoch sehen und den Komfort auf 2323 und 3457 bis 3572 m genießen, werden sich die Frage stellen, wie und woher das viele Wasser beschafft wird, das täglich für den Bedarf der Bewohner, der Hotels, der wissenschaftlichen Stationen und des Bahnbetriebes notwendig ist.

Quellen gibt es weder in der Nähe der Station Eigerletscher noch viel weniger am Jungfrauoch. Die Versorgung mit Wasser war denn auch tatsächlich eines der schwersten Probleme, welche die Leitung der Bahn vom ersten Tag des Baues an zu lösen hatte.

Viele Jahre lang erfolgte die mühsame Wasserversorgung durch elektrisches Schmelzen von Schnee. Solcher ist ja in reicher Menge vorhanden, auch im Sommer, und elektrische Kraft besitzt die Bahn selber. Welche große Mengen Schnee herangeführt werden mußten, und wie groß der Stromverbrauch war, kann man sich leicht vorstellen, wenn man weiß, daß 14 Liter Schnee einen Liter Wasser ergeben.

Später ging man dazu über, natürliches Schmelzwasser zu sammeln und an die Gebrauchsstellen zu leiten. Das Wasser für die Station Eigerletscher wurde an der Nordseite des Rotstockes an einer vom Tunnel aus leicht zugänglichen Stelle gesammelt. Sobald aber Kälte eintrat, stockte der Wasserzufluß. Darum verlegte man die Wasserfassung an die der Sonne und Wärme länger zugewandte Westflanke des Eigers, südlich vom großen Rotstock. Durch Felsprengungen entstand ein kleines Bassin, in welches ein Gletscherbach sein Wasser schleudert. Von dort fließt es in einem ausgesprengten Felstunnel in ein Eisensäß, wo es durch verschiedene Lagen Sand und Kies gefiltert wird. Wer von der Station Eigerletscher aus den Eiger auf der gewöhnlichen Route besteigt (nicht durch die Nordwand!), kommt an dieser einfachen Wasserfassung vorbei. Direkt über den Häusern der Station mündete vom Eisensäß her eine Leitung in ein zweites Filter- und Sammelbecken aus Holz, von dem aus das Wasser in die Häuser verteilt wurde. Aber auch bei dieser verbesserten Wasserversorgung blieb oft, auch im Sommer, bei niedriger Temperatur das Wasser aus. Dann

mußten vorher noch alle verfügbaren Kessel, Bottiche, Geschirre usw. gefüllt werden, um einen kleinen Vorrat zur Hand zu haben. Die elektrischen Schmelzvorrichtungen, vor allem für die Küche, waren wohlweislich nicht entfernt worden und mußten oft wieder in Betrieb gesetzt werden, besonders im Winter, wenn der Zufluß vom Eiger lange Zeit unterblieb.

Einen großen Schritt vorwärts bedeutete im Jahre 1929 die Erstellung von zwei großen Reservoirs zu je 300 m³ Inhalt auf der Felsrippe über der Ansiedlung, am Fuße des kleinen Rotstocks. Rings um die Kammern verläuft ein Gang, dessen Luft elektrisch geheizt wird, um das Gefrieren des Wassers zu verhindern. Dank diesen Reservoirs kann der Vorrat an Schmelzwasser stets so groß gehalten werden, daß keine Unterbrüche, bei einiger Sparlichkeit auch nicht im Winter, zu befürchten sind.

1938 sind die Bemühungen zur weiteren Verbesserung der Wasserversorgung vorläufig abgeschlossen worden durch den Zusammenschluß der Anlagen der Station Eigerletscher, der Station Scheidegg der Wengernalpbahn und der Scheidegg-Hotels. Durch eine Pumpstation kann das Quellwasser der Scheidegg, das vom Lauberhorn und Tschuggen kommt, in die Reservoirs am Eigerletscher gefördert werden, und umgekehrt kann die Wasserversorgung von Eigerletscher den Häusern auf der Scheidegg Schmelzwasser liefern. Mit dieser Kupplung beider Wasserversorgungen hat auch die bisher begreiflicherweise sehr mangelhaft gewesene Feuerbekämpfung eine befriedigende Lösung gefunden.

Die Versorgung der Station Jungfrauoch mit Wasser geht zum Teil auf ganz andere Weise vor sich. Neben die Gewinnung von natürlichem Schmelzwasser ist der Transport von Quellwasser im Tankwagen von der Scheidegg getreten. Am Ende der Tunnelstation Jungfrauoch befindet sich ein Reservoir, in welches das Wasser geleitet wird. Von dort aus erfolgt die Verteilung an alle Verbrauchsstellen der weitverzweigten Anlage. Seit kurzer Zeit besitzt die Hochalpine Forschungsstation Jungfrauoch ein eigenes Reservoir im Felsen zur Rechten des Einganges, wo sie das für den eigenen Bedarf nötige Wasser, Schmelzwasser und Quellwasser von der Scheidegg, ansammelt. Wer an diesem Beispiel sieht, auf welche Weise die Annehmlichkeiten des Lebens auf 3500 Meter Meereshöhe errungen werden müssen, wird sie umso höher schätzen.

Dr. J. W.

Der Stärkere

Von Werner Bula

Vom hablichen Ifisau steigt das Sträßchen in einem guten halben Duzend Windungen und Spitzkehren durch den dicht bestandenen Tannenwald hinauf zum Landstuhl. Hier legt es sich der Länge nach hin, als wäre es ganz erschöpft und totmüde von der überstandenen Steigung. Er ist aber auch ein Ort wie zum Ausruhen gemacht, dieser Landstuhl. Auf sanft ansteigender Berglehne liegen hier links und rechts dem Sträßchen entlang ein volles Duzend der wahrhaftigsten Bauernhäuser. Am Hause an der Straßengabelung steht oben an der blankgeschuerten Fassade ein Bär mit feuerroter Zunge und ladet Durchreisende und vorab an Sonntagen die Bauern vom Landstuhl und seiner Umgebung zu Trunk und Kartenspiel ein. Weiter dorfaufwärts reckt das kleine Kirchlein sein braunes Holztürmchen aus den mächtigen Baumkronen und hält Umschau über die runden Ruppen der engern Heimat und bei gutem Wetter gar bis hinauf zu den ewigen Schneeriesen.

Für Sport und das Vereinswesen hatte man hier oben nie viel Zeit übrig gehabt; einzig im Frühling, bevor die Sonne neues Leben aus den Matten trieb, und im Herbst, wenn Wiesen und Felder geräumt waren, da erscholl der Hornrufer Schlachtruf: „Da-da-hingeruus-höch-höch-heit neel!“ Denn von jeher entsandte der Landstuhl gefürchtete Schläger an die Feste. Nicht daß man für die Schwingerei hierzulande kein Interesse gehabt hätte. Im Gegenteil. Nur zu oft noch erzählte man sich an langen Winterabenden von einstigen hartnäckigen Zweikämpfen aus unserm alten Nationalspiel. Doch, nun auf einmal, ehe man sich dessen kaum bewußt war, hatte das Schwingen auch droben auf dem Landstuhl Fuß gefaßt. Mit dem gewirbigen Gammeter Chrigeli, der drunten beim Jakob Wyß als Karrer das Fuhrwerken besorgte, war es heraufgekommen. Der verstand es, die Jungen vom Landstuhl für seine Schwingkünste zu begeistern. Und bis er sie für „würdig“ fand, auch nur

an einem Birtenschwinget mitmachen zu dürfen, wurde oft an warmen Sommerabenden in der Hofstatt geübt bis in alle Nacht hinein. Von seinen gelehrigsten Schülern waren des Meisters Jakob Wyß einziger Sohn, der junge Jakob Wyß und des Nachbarbauers Franz Zurflüh, die die Ehre hatten, als erste Schwinger von Namen die vom Landstuhl an den Festen zu vertreten.

Wenn es nie keine Feindschaft gewesen, die zwischen den beiden sich gegenüber liegenden Heimwesen bestanden hatte, so war es noch weniger je einmal eine aufrichtige Freundschaft. Menschen und Häuser waren von verschiedenem Typus. Das Haus zur linken der Straße, des Jakob Wyß, präzentierte sich als stolzer Steinbau neueren Stils. An modernen Einrichtungen fehlte es weder außen noch innen. „Wir haben es, da drinnen“, schien das Ganze dem Beschauer zu sagen. Anders dagegen drüben bei Zurflüh. Ihr Haus war ein alter Holzbau geblieben. Vielsfarbige Geranien standen an den blühsauberen Fenstern, und Asperagus und mit tausend Glöcklein behangene Fuchsen grüßten von der geschnitzten Laube. Ein mächtig großes Schindeldach mit weit ausladenden Bordächern lag über dem alt-ehrwürdigen Hause, aus dem bescheidene Häßlichkeit strömte.

Raum ein Büchschuß weiter dorfwärts stand das Heimwesen des Hannes Blatter. „Der ist ein Heimlichseißer, der Hannes“, pflegten Eingeweihte etwa sich zu äußern, „der hat's“. War es da zu verwundern, wenn ab und zu ein Bauer vom Landstuhl sich in Anwesenheit seines Buben berechnend dahin aussprach und vielleicht noch mit dem Holzschlegel winkte: „Dort wo die Kosy einmal anbeißt, des Hannes Blatter einzige Tochter, dort können sie dereinst lachen, die kommt dann nicht mit leeren Händen. Wer sich dort einst einzunisten versteht, dem kann man fürwahr nachreden, daß ihm das Holzstütschi auf der Einfahrt gefalbert hat.“ Doch die Jungen vom Landstuhl waren schon so weit, daß sie das alles auch selbst erfaßt hatten; denn die Kosy hatte plötzlich, kaum ein Jahrlein nach der Konfirmation, den „Knopf aufgetan“, so daß manch einer beim Gedanken an ihre Erscheinung fast des Hannes Blatter Haus und Matten vergessen hätte.

„Am besten machte sich des Hannes Heimet zu dem unsrigen geschlagen“, sagte Jakob Wyß zu seiner Frau, in der selbstesten Überzeugung, daß seine Ehegespanin den Faden schon weiterspinnen werde. Es war ihm indessen schon lange ein Dorn im Auge, daß des Blatters Hausmatte seit erdenklichen Zeiten so handgreiflich nahe an seine stolze Liegenenschaft herantrieb. „Man braucht ja nur zu wollen“, schloß Vater Wyß seine Anregungen, „dann haben alle andern das Nachsehen.“ So war es wohl auch. Sein flotter, schmuder Sohn hätte sich als Freier umsehen mögen, wo es auch gewesen wäre, kaum hätte man ihm die Türe gewiesen. Aber er war ja seiner Sache sicher. Breffieren tat es ihm nicht, nein. „Ich will mein junges, sorgloses Leben genießen; was will ich mich jetzt schon an eine hängen. Es gibt ja so viele hiezulande, die sich rühmen dürfen, liebe und flotte Töchter zu eigen zu haben. Die warten schon auf mich, da bin ich gut dafür; die werden sich erst entscheiden, wenn erst der junge Jakob Wyß ausgelesen hat. Und wenn es gerade die Kosy Blatter ist.“ In seiner trostvollen Überzeugung gestand er sich nicht einmal, daß ihm aber auch des Blatters Tochter am besten gefiel. Er schälerte gerne mit ihr, redete gelegentlich von andern Mädchen in ihrer Gegenwart und weitete sich an der gefühlsricheren Tatsache, daß auch das Mädchen ihm gut gefinnt war. Aber er wollte sie „zappeln“ lassen.

Anders dagegen war es drüben mit Franz Zurflüh bestellt. Von ganzem reinen Herzen war er der Kosy Blatter zugetan. „Wenn sie nur nicht Einzigkind vermöglicher Eltern wäre“, ängstigte er sich bisweilen. „Ich würde mich nicht lange befinnen. Schuften und schinden wollte ich für sie meiner Lebtag lang, wenn sie als armes Mädchen mein würde. Oh, dürfte ich sagen,

daß ihr Gutsein mir gegenüber nicht nur angeborne Freundlichkeit ist. Ich könnte nicht glücklicher sein.“

Es war denen vom Landstuhl schon längst kein Geheimnis mehr, daß des Blatters Tochter einmal Frau Wyß oder aber Frau Zurflüh heißen werde. Doch etwas Genaueres wußte man ebensowenig wie die drei jungen Leute selbst. Es war an einem schönen Maissonntag. Droben im „Bären“ spielte die Ländlermusik zum Tanze auf. Die Jungmannschaft vom Landstuhl war vollzählig anwesend. Man wollte es noch profitieren mit dem Lustigsein, bald würden ja die Werchen anfangen, und dann bleibt für das Tanzen nicht mehr viel Zeit übrig. Da, war es gesucht oder der reine Zufall? Wie sich die Kosy Blatter nach dem Platznehmen im Bärensaal umsaß, saß sie zwischen dem jungen Wyß und Zurflühs Franz. Abwechselnd tanzte das begehrte Mädchen mit diesem und jenem. Immer noch fühlte sich Jakob Wyß seiner Sache sicher, und er fand es darum nicht für notwendig, durch spezielle Aufmerksamkeit die Gunst seiner Tischnachbarin zu festigen. Anders dachte Franz. Er blieb bescheiden wie zuvor. Er überlegte, daß wenn sein höchstes Ziel, die Kosy für sich zu gewinnen, nicht erreichbar sei, er nachher wenigstens den Schmerz für sich tragen und nicht noch unter der Schadenfreude leiden wolle. Es ging gegen die elfte Stunde. Da trat der Maurer Kaspar weinschweren Schrittes an den Tisch heran. Ob nüchtern oder angetrunken, ein böses Maul rebete man ihm immer nach. Er kam immer mit „der Türe in die Stube“.

„Hä-hä“, begann der Kaspar, „daß du es mit denen da hast, mit dem Jakob und dem Franz, weiß man schon lange, Kosy. Aber welcher ist nun jetzt eigentlich der Richtige, der links oder rechts; welcher gilt für ernst von den beiden Schwingern da?“

„Der Stärkere“, entfuhr es dem Mädchen, und es lachte zum Scherz auf. Doch dieses Lachen klang nicht hell, es hatte den Ton eines gesprungenen Blöckleins. Das Blut schoß dem Mädchen ins Gesicht. Es wurde ihm auf einmal himmelangt zwischen den beiden. Es war ihm, als müßte einmal aus dem als Scherzwort hingeworfenen „der Stärkere“ etwas Wahres Furchtbares entstehen. Aber auch die Ruhe der beiden Freier war dahin. Das Mädchen entfernte sich unter einem Vorwande, suchte drunten in der Gaststube seinen Vater auf und ging mit diesem heim.

Alles was errungen werden muß, erscheint dem Menschen wertvoller. So sah es von da weg auch im jungen Jakob Wyß aus. „Wenn meines Vaters Geld und Hof nicht reichen für die Kosy, dann werde ich dafür zu sorgen wissen, daß ich, der Sohn, gleichwohl der „Stärkere“ sein werde. Und das wollte er dem Mädchen, den Landstühlern und zuletzt auch dem Franz Zurflüh beweisen. Nichts kam ihm dabei besser zu statten, als daß er ja Schwinger war. Keine Woche verging von nun an, ohne daß er weit drunten in Unteremmen an der Schwingübung anzutreffen war. Mitten in den größten Werchen, ob die größten Fuder zum Abladen in der Scheune standen, oder ob ein Hadelwetter durch das Land strich, machte sich Jakob Wyß von zu Hause fort.

„Er wird gut, der Wyß ab dem Landstuhl“, hieß es bald an Übungen und Festen, „der hat sich gemacht.“ Wo irgendwo im Lande ein Festort zum schwingerischen Kampfe einlud, vergaß Wyß seine Anmeldung nie. Der Verband ordnete ihn an auswärtige Feste ab, und als er gar einmal kranzgeschmückt in seine engere Heimat zurückkehrte, sah man ihn droben auf dem Landstuhl erst am folgenden Dienstag wieder. Er hatte denen drunten in Altsau seine Kraft gezeigt; im „Tell“ hatte er zu vorgerückter Nachtstunde die Gaststube „geräumt“. Man sprach von ihm, dem Schwinger Jakob Wyß. Das war es, was ihm zusagte. Den eigenen Verband mißachtend, zog er darauf gar an Schwingefeste anderer Gaue, und er versuchte mitzumachen, wo er gar nicht gerufen und genehm war.

„Er ist ein Kranzjäger“, entfiel es ab und zu stillen Beo-

bachtern zu Hause auf dem Landstuhl. Jakob Wyß war unverwehrt zum Schwinger geworden, mit dem unser altes Nationalspiel nichts mehr zu tun hatte. Statt ein Spiel zur Erbauung und Erholung, zur Stärkung an Leib und Geist, ward es ihm nur mehr zum Selbstzweck, zum Jagen nach Erfolg.

Wiederum anders war Franz Zurflüh. Wenn Zeit und Wetter es ihm erlaubten, stieg er hinab zu seinen Kameraden nach Ifisau und übte sich im Schwingen, wie es eben von jeher gang und gäbe war. Hartnäckig ging es oft schon an Übungen zu, doch Meid und Argwohn oder leidenschaftliche Rivalität kannte man nie. Und wenn sie zusammen auszogen, die vom Landstuhl und Ifisau, an ein Fest, so war es ein frohes Gehen und noch mehr ein froheres Heimkehren. Sie liedeten und lusteten, freuten sich an den errungenen Preisen, wußten Erfolgreichere zu loben und alle hatten guten Wiß. Jakob Wyß aber sah man unter ihnen nie.

Das war ein Sichfreuen und ein Gerede drunten in Ifisau, als die Kunde eintraf, man habe ihnen das Verbandschwingfest übertragen. Fieberhaft rüstete man draufhin. Auch den Hintersten und Kleinsten nahm es mit in den Trubel der Organisation und die Vorbereitungen hinein. Man lebte einem großen Tag entgegen. Und mit dem Anbrechen dieses großen Tages war auch der längst ausgedachte Plan des Schwingers Jakob Wyß vom Landstuhl ausgereift. Es sollte sein Tag sein. Hier wollte er zeigen und beweisen das Gegenteil vom Propheten im eigenen Lande, der nichts gilt. Konnte solches besser verwirklicht werden als hier, an diesem Tag? Das war der Tag, an dem er denen vom Landstuhl, dem Maurer Kaspar, der schönen Rosy Blatter und dem Franz Zurflüh zeigen wollte, wer der „Stärkere“ war. Er wollte es schon einzufädeln wissen; für eine gute Flasche war der Kampfrichter Fuchs sicher zu haben.

Unter einem prächtigblauen Frühlingshimmel hatte der Festtag seinen Anfang genommen. Mit jeder Stunde nahmen Festfreude und Kampfeslust der Schwinger zu. Und als es hineinging in den Ausstich, wo mit zähester Verbissenheit die Schlüßkämpfe ausgefochten wurden, wo es um Ehre und Rang ging und die ohrenbetäubenden Bravorufe über den Platz brachen, da kam auch der Augenblick für Jakob Wyß.

„Franz Zurflüh und Jakob Wyß, Landstuhl, i d'Hofel!“ erschallte gellend die Stimme des Kampfrichters Hans Fuchs über die Festgemeinde.

„Da stimmt etwas nicht, zwei Schwinger aus der gleichen Ortschaft gehören nicht zusammen“, machte sich der Kampfgerichtspräsident heran.

„Sie haben gleichviel Punkte, die beiden, und sie haben während zwei-drei Jahren nie mehr zusammengegriffen und geübt“, hatte Fuchs gute Ausrede.

„Also“, gab der andere nach, „wenn dem so ist und die beiden Schwinger nichts dagegen haben, dann los!“

Und sie griffen zusammen, die beiden vom Landstuhl. Als wäre es abgemachte Sache gewesen, ruhte auf den übrigen Plätzen die Arbeit. Angriff auf Angriff folgte. Was der eine zog, verstand der andere geschickt oder verbissen zu vereiteln. Und als gar dem Franz Zurflüh ein Wurf gelang, bei dem der Gegner haarscharf an einer Niederlage vorbei ging, führte Jakob Wyß seine ungestümen Angriffe nur umso verzweifelter, umso heftiger fort. Lieber alles in der Welt preisgeben: ich muß und will gewinnen! Da, eine kleine Blöße, eine kleine Unachtsamkeit erspähend, riß er Franz Zurflüh auf, und mit einem prächtigen Hochschwung schmetterte Wyß seinen Partner donnernd ins Sägmehl.

In die tausendstimmigen Bravosalben hatte sich ein Aufschrei gemischt, wie er den Menschen ent schlüpft im Augenblick vor dem unauffaltamen Anglied. Dieser Schrei gehörte der Rosy Blatter. Mit verhaltenem Atem war sie dem soeben beendeten Zweikampf gefolgt. Sie wußte nicht wie es gekommen war; mit ihrem ganzen Körper wiegte sie den Bewegungen

nach, die in Angriff oder Verteidigung Franz Zurflüh ausgeführt hatte. Ihr ganzes Sinnen und Fühlen war bei ihm, ihr Herz klopfte und hatte sich im Augenblick von Zurflühs Niederlage verraten.

Wie mit Blut übergossenem Gesicht stand die Rosy da. Sie sah, wie der Sieger Jakob Wyß sich erhob und sich brühtend mit den Augen die Zuschauerreihe abfuchte, bis er sie gefunden hatte, wie er sie nun einen Augenblick lang fixierte, des Blatters Tochter, als wollte er sagen: „Hast jezt gesehen, wer der Stärkere ist, he? Mir gehörscht also, du schöne, begehrte Rosy. Heute schon, wenn es mir, dein Jakob Wyß paßt.“

Sie sah aber auch den Besiegten, wie er einen kurzen Moment nach ihr hinübersah. Mit dem Blicke des weidwunden Tieres vor dem Gnadenstoß des Jägers, dem Blick, der nur dem Mädchen galt, der in unendlicher Traurigkeit zu fragen schien: „Hab ich dich nun verloren, ich, der dich wie keinen andern Menschen auf der Welt liebt?“

Auch das Herz des Franz Zurflüh hatte gesprochen, die Rosy wußte es. Vor dem Wort „der Stärkere“ bangte ihr. Sie ahnte, daß heute Jakob Wyß sein vermeintliches Recht geltend zu machen versuchen werde. Und auf der andern Seite sprach deutlich pochend ihr Herz für Franz Zurflüh. Noch nie hatte die Rosy Blatter in Gedanken die beiden so gegenüber gestellt. „Liebt mich wohl Jakob Wyß auch nur ein wenig?“ fragte sich das Mädchen. „Er, dem Feste. Ruhm, Lustigsein oder Wirtshaushändel über alles gehen. Hat er sich nicht selber gerühmt, am letzten „Bärzelistag-Abend“ eine und am dritten Jänner eine andere nach Mitternacht „heimgestoßen“ zu haben. Und zu Hause läßt er Haus und Hof im Stich, wenn es ihm paßt und gefällt. Breit getan ist eher als zusammengekrakt“, fann des Blatters Tochter nach. Doch immer wieder stand vor der Gestalt des Jakob Wyß diejenige Franz Zurflühs. „Der ist einer der Stillen im Lande“, wog die Rosy ab. „Als werchig und dienstbereit gilt er zu Hause auf dem Landstuhl. Wo man vor Mahlzeit noch um Gottes Gabe bittet, wie bei ihm daheim, da wohnt auch noch ein guter Geist und findet wahre Liebe Platz. Und überhaupt“, schloß die Rosy ihre Gedanken, „was das Herz spricht, spricht Gott.“

Es war eine Stunde später. Drüben im „Tell“ spielte die Musik zum Tanze auf. Die Rosy saß neben ihrem Vater. Am jenseitigen Ende des Saales saßen die Schwinger, unter ihnen Wyß und Zurflüh.

„Damentour“, gellte die weinselige Stimme des Maurer Kaspar in die bunte Schar der Tanzlustigen. Unvermittelt, als wäre es längst abgemachte Sache, erhob sich die Rosy Blatter und holte sich aufrechten und stolzen Ganges den Franz Zurflüh zum Tanze, ohne Jakob Wyß eines Blickes zu würdigen. Als gälte dieser Vorzug ihm nur als demüthige Entschädigung für seinen mit Wyß verlorenen Gang, zögerte Franz vorerst. Doch als er sich mit dem Mädchen seines Herzens im Kreise drehte und ihm gar ihre Augen alles verrieten, griff er fester zu; als bekäme er Flügel, so ward ihm zu Mute, so jubelte es in ihm.

„Du hast an unserm Tisch noch Platz“, sagte einfach darauf die Rosy Blatter und führte den Tänzer ihrem Vater zu.

Eine glanzvolle Frühlingsnacht war aufgegangen, als die drei sich zur Heimkehr anschickten. Draußen vor dem „Tell“ machte sich Jakob Wyß in einem günstigen Augenblick an die Rosy Blatter heran. Sie war allein. „Denkst nicht mehr an dein Versprechen von damals?“, herrschte der von bösem Wein aufgepeitschte Bursche sie an.

„An was für ein Versprechen?“, wich das Mädchen sich befinnend aus.

„Daß du den Stärkeren nimmst“, plakte Wyß heraus.

„Den Stärkeren“ ja, aber im Charakter“, sagte träf die Rosy Blatter, faßte ihren ankommenden Franz unter den Arm und ging mit ihm hinaus in die laue Frühlingsnacht, hinein in eine schöne Zukunft.